

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 34 (1993)
Heft: 4

Artikel: Demokratie sucht Professionalismus
Autor: Dobrovolny, Georg / Brügger, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespräch mit dem nordmährischen Abgeordneten Jindrich Nemcik

Demokratie sucht Professionalismus

Zu einem Gespräch für das «zeitbild» fand sich in Bern der Abgeordnete des Parlaments der Tschechischen Republik, Dr. Jindrich Nemcik. In seinem heimatlichen Nordmähren leitet er ansonsten eine Beraterfirma für Regionalentwicklung, die unter anderem Kontakte zu schweizerischen Stellen hat und insbesondere mit dem kantonbernischen Amt für Tourismus zusammenarbeitet. Dem erst tschechoslowakischen und dann tschechischen Parlament in Prag gehört er seit der Wende an. Er war Mitbegründer und Leiter der Kommission für Umweltfragen; heute gehört er der Kommission für Sozialpolitik und Gesundheit an.

Herr Nemcik, willkommen in der Schweiz, die sich nicht so rasch ändert wie Ihr Land, aber ...

Vielleicht nicht, aber komischerweise sind mir zwischen 1989, als ich die Schweiz erstmals besuchte, und 1992, als ich nochmals für 14 Tage hier war, ausgerechnet Veränderungen aufgefallen. Ich war eigentlich selber überrascht.

Ja? Und was war denn so anders?

Der Gesamteindruck, irgendwie. 1989 war ich direkt überwältigt von der Sauberkeit ringsum, vom Zustand der Gebäude, und von der Weise, wie in Betrieben und Institutionen alles so einwandfrei funktionierte. Letztes Jahr schien mir diese Perfektion abhanden gekommen zu sein. Ich stellte ähnliche Mängel fest wie bei uns zu Hause, wenn auch meistens kleinere. Jetzt weiss ich nicht so recht: Liegt der Unterschied an der Schweiz oder an meiner Optik?

Keine Ahnung. Vielen Schweizern erscheint dieses Land erst am 6. Dezember 1992 in einen lamentablen Zustand geraten zu sein, und Ihre Diagnose bezieht sich ja auf die Periode zuvor. Wahrscheinlich ist doch Ihre Sicht in der fraglichen Zeit etwas realitätsbezogener geworden. Der zweite Weihnachtsbaum, den man im Leben sieht, ist meistens kleiner.

Sicher, aber es gibt im Westen auch objektiv eine Rezession, und wir im Osten kriegen sie mit zu spüren. Die Zeit ist in den letzten zwei Jahren

wohl nirgends stehen geblieben. Mit unterschiedlicher Dramatik natürlich; der November 1989 war für uns eine unvergleichliche Sache.

Wie sah das für Sie persönlich aus? Was war vorher?

Vorher war ich Betriebssoziologe in einem grossen Bergbaukombinat.

Parteimitglied?

Nein, ich gehörte weder der KP noch sonst einer Partei an, falls die andern Gebilde diesen Namen verdienten. Politisch betätigte ich mich nicht. Jetzt freilich gehöre ich der regierenden Partei von Vaclav Klaus an und darf auch innerhalb ihrer Reihen meine eigenen politischen Vorstellungen haben, zum Beispiel bezüglich der regionalen Entwicklung.

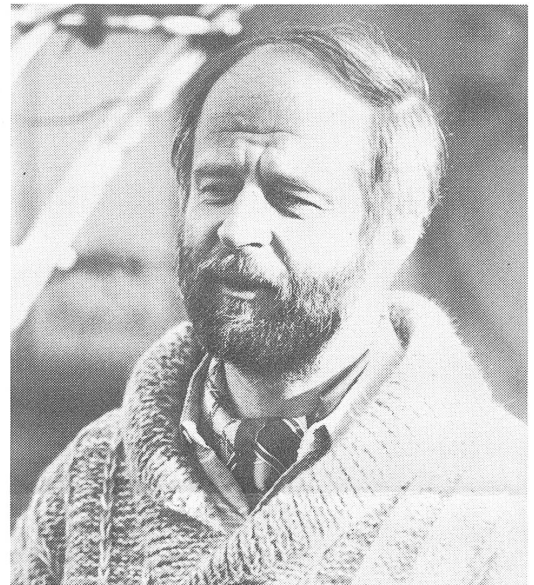
Das tönt schon recht spezifisch. Können Sie uns zunächst sagen, wie Sie gesamthaft Ihr Fazit aus den beiden letzten Jahren ziehen. Auch abgesehen von der slowakischen Trennung: Es wird viel von Ernüchterung, wenn nicht von grosser Enttäuschung gesprochen. Wie beurteilen Sie die Sache?

Ich höre die erhobenen Stimmen der Enttäuschten auch, aber bei allem Detailverständnis dafür: Die Bilanz ist eindeutig ein Fortschritt in politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht. Es trifft zu, dass sehr viel gerechtfertigte Kritik laut geworden ist. Dass sie das darf, das gehört mit zum Fortschritt, ein riesiger Unterschied zu früher. Man kann das nicht ausdrücklich genug sagen; die Leute vergessen ja so schnell.

Es gibt für die Zeit seit der sanften Revolution positive und negative Merkmale; die positiven überwiegen qualitativ, denn es handelt sich um Hauptsachen.

– Die Demokratisierung geht trotz scheinbarer Rückläufigkeiten an der Basis weiter und nimmt Gestalt an. Dass sie sich aus dem enthusiastischen Jekami der Bürgerforumszeiten zu einer Parteienlandschaft normalisiert hat, ist eine unumgängliche Begleiterscheinung.

Nemcik steht Red und Antwort.



– Die wirtschaftliche Transformation macht stetige Fortschritte. Ohne Reibungsverluste geht das nicht ab, aber das ist eine Voraussetzung für unser Gedeihen, und unsere Regierung hat das verstanden.

– Der Initiativegeist, eine zuvor überdeckte Eigenschaft unserer Bevölkerung, lebt allenthalben auf; das beste Versprechen für unsere Zukunft.

Die negativen Merkmale freilich gibt es auch.

– Das allgemeine Bewusstsein hält mit der Entwicklung nicht Schritt, und eine Lücke tut sich auf. Dabei hat die Bevölkerung die neuen Prinzipien durchaus akzeptiert; daran fehlt es nicht. Nur prägen sie das Alltagsleben nicht oder zu wenig.

– Das Unternehmertum, das sich erfreulich frisch ans Werk macht, ist sozial schlecht integriert und kümmert sich wenig darum, obwohl das eine vorrangige Aufgabe wäre.

– Die Risikoscheu ist sehr verbreitet, oft verdeckt, aber im unerwarteten Moment spielt der Reflex und bedroht die besten Projekte.

– Die Hinwendung zum Konsum hat am raschesten stattgefunden, und das ist die falsche Reihenfolge. So nimmt man das Ergebnis der Entwicklung vorweg und wird nachzahlen müssen.

Die Liste lässt sich verlängern, aber ich möchte betonen, dass es mir nicht um billige Kritik geht. Man bietet durchaus viele Hilfen an, aber die nachhaltige Wirkung lässt sich nicht über Nacht erzielen. Zum Beispiel müssen Land und Leute lernen, mit einer Steuerordnung zu leben, die es früher nicht gab. Die Regelungen lassen sich vermitteln, sogar in Schnellkursen und sogar verständlich. Nur kann es vorkommen, dass der erfolgreiche Kursteilnehmer nachher seinen Haushalt oder seinen Betrieb so führt, als ob es keine Steuern gäbe. Und so weiter. Die Umsetzung braucht einfach ihre Zeit, schätzungsweise die Zeit einer Generation.

Wie stufen Sie in Ihrer Bilanz die Veränderungen der Umwelt ein? Das Erzgebirge lieferte seinerzeit den – im Westen übrigens verkannten – Präzedenzfall am abgeschlossenen Waldsterben, und die seinerzeitige ČSSR war ein diesbezügliches Kata-

strophengebiet. Wie steht es heute damit?

Boden, Luft und Wasser sind bei uns generell schwer belastet, insbesondere wegen der rücksichtslosen Braunkohlegewinnung von Jahrzehnten und den so gut wie ungefilterten Industrieabgasen. Die eigentlichen Katastrophengebiete sind bei uns bekanntlich Nordwestböhmen und Nordostmähren, also das Gebiet von Ostrau. Weit weniger bekannt ist ein drittes Katastrophengebiet, die Hauptstadt selber. Die Luftschadstoffe in Prag sprengen alle normalen Grenzwerte bei weitem. Dort geht man schrittweise gegen die Hauptübel vor.

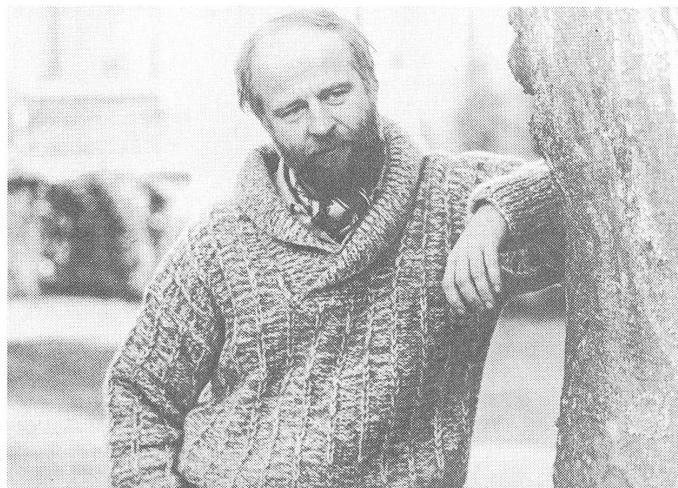
Zum Beispiel führt man für alle Autos, die im dienstlichen oder betrieblichen Gebrauch stehen, die Katalysatorpflicht ein; nominelles Privateigentum ist da nicht ausgenommen. Erfasst werden so rund 40 Prozent der registrierten Autos, und diese kommen für sogar 70 Prozent der gefahrenen Kilometer auf; da bessert sich also etwas, wenn auch keineswegs genügend.

Na ja, gut. Aber wie steht es mit der Wahrnehmung dieses existentiellen Problems? Hat sich an der Mentalität etwas geändert?

Ja, das eben ist eine Frage, die mich seit längerer Zeit perplex macht. Es gibt da eine zunächst völlig paradox anmutende Erscheinung. Zur Zeit des kommunistischen Regimes war die Umweltthematik tabuisiert. Jetzt endlich ist sie frei geworden, und was gewahrt man da? Das Interesse erlahmt, nicht zuletzt bei jenen Bürgern, die sich zuvor unter persönlichen Opfern und Risiken diesbezüglich engagiert hatten. Traurig, aber wahr.

Indessen ist das erklärlich. Der Beliebtheitsgrad des alten Regimes lag ungefähr bei Null, und seine Todsünden gegen die Natur waren etwas, was man von oben bis unten, bei den Kommunisten wie bei den Antikommunisten, bei den Grosseltern bis zu den geschädigten Enkeln, überall einsehen konnte, gemeinsam.

Deshalb konnte die Umweltthematik zu einem Kristallisationspunkt der wie immer sonst beschaffenen Oppo-



Nemcik entspannt im Garten von Sagers (beide Fotos von S. Sager).

sition werden. Die Dokumente der Charta 77 sind ein Zeugnis dafür. Dieses Motiv vereinigte die politischen Kräfte jeglicher Couleur. Es war ein gegebener Ansatzpunkt, ein wahrhaftig naturwidriges System aus den Angeln zu heben.

Nun ist das passiert, und die politischen Kräfte zerflattern und formieren sich anhand beliebiger Kriterien neu. Das Umweltproblem bleibt objektiv bestehen, aber die Umweltschutzbewegung hat ihr seinerzeitiges Sammelbecken verloren.

Dazu kommt noch etwas anderes. Die initiativen Selberdenker der grünen Bewegung waren die gleichen Leute, deren man nach der Wende bedurfte, um die neuen Unternehmen zu führen. Und in dieser neuen Aufgabe werden sie vom Alltag eingeholt. Die materiellen Schwierigkeiten erweisen sich als enorm, und die Versuchung ist gross, zuerst am vermeintlichen Luxus zu sparen, am Umweltschutz. Wohl auch in der Meinung, das lasse sich in der befreiten Gesellschaft ja jederzeit nachholen, wenn erst das Unternehmen wirtschaftlich gefestigt sei.

Die Umweltzerstörung ist grenzüberschreitend, und da müsste der Westen schon in seinem eigenen Interesse mithelfen. Tut er es?

Er tut es, aber mit abnehmender Tendenz. Hier kommen wir zu einer weiteren generellen Thematik. Die Kooperationsbereitschaft der kleinen und mittleren Unternehmen hat abgenommen. Die Rezession im Westen habe ich schon erwähnt, aber es geht nicht darum allein.

Nach der Wende gab es ein übersteigertes Interesse an den Möglichkeiten der systembefreiten Länder, aber es war gleichzeitig ein vages Interesse mit wenig konkreten Vorkenntnissen. Im Verwirklichungsstadium mussten falsche Erwartungen notgedrungen reduziert werden, und der Sympathievorschuss verflüchtigte sich rasch. Wir kommen uns heute bereits etwas vergessen vor.

Ein Grund, die Zusammenarbeit jetzt in einer realistischen Optik neu anzugehen?

Durchaus, meine ich, und dazu gehört auch die Wahrnehmung der richtigen Dimensionen. Sehen Sie, die internationale Kooperation zwischen staatlichen Stellen und auch zwischen Grossbetrieben hat die Tendenz, in der Bürokratie zu ersticken. Im Umgang mittlerer und kleinerer Firmen untereinander aber kann man noch wirklich aufeinander eingehen. Hier ist ein Rahmen, der noch kritik- und freundschaftsver-

träglich ist, zum Nutzen der wirtschaftlichen Prosperität. Ich habe ähnlich gelagerte Argumente auch für eine möglichst regional verwaltete Gesellschaft, aber das ist noch eine Thematik für sich.

Meinen Sie zum Beispiel die politische Aufwertung ihrer mährischen Heimat?

Sicher nicht, wenn man darunter eine zentralistische Verdoppelung durch je eine Verwaltung in Prag und in Brünn verstehen sollte. Falls die Mähren wirklich eine politische Einheit für sich erstreben, bitte, aber dann soll dieses demokratische Vorhaben unten reifen und nicht oben verfügt werden. Nein, was ich unmittelbar meine, das ist in Böhmen so gut wie in Mähren die überblickbare und bedarfsgerechte Regionalverwaltung nach dem Subsidiaritätsprinzip: unten soviel wie möglich, oben soviel wie nötig. An neuen Staatlichkeiten haben wir genug. Die Slowaken haben sie gewünscht, gut. Aber das ist noch kein Grund, sie den Mähren anzubieten, die grossteils ihre eigene Identität kulturell verstehen. Und diese wird nicht dadurch gefördert, dass man in Mähren eine politische Konkurrenzverwaltung zu Böhmen aufzieht.

Ein Wort vielleicht noch zu Vaclav Havel. Man sagt, er habe an Ansehen stark eingebüsst.

Sein Amt als tschechoslowakischer Staatspräsident war natürlich schwierig bis eben unmöglich geworden. Konkret lässt sich sagen, dass er, gottlob kein politischer Profi, doch ein paar professionelle Politiker mehr um sich herum gebraucht haben würde und diese Notwendigkeit zu wenig berücksichtigt hat. Aber er selbst ist trotz seines Amtes das geblieben, was er war: ein europäischer Geist von Format und ein lauterer Mensch.

Sie sind stolz auf ihn?

Ich glaube, wir lieben unsern Präsidenten.

Interview: Georg Dobrovolny (auch Dolmetscher) und Christian Brügger